

BAUGESCHICHTE

der

REKTORATSKIRCHE

ST.PETER in WIEN I

Wir danken Frau Bianca Pospishek für die folgende Arbeit über St. Peter, die im Rahmen eines Seminars „Wiener Baugeschichten II“ Seminarleitung: Univ. Prof. Michael Viktor Schwarz an der Universität Wien und Univ. Prof. Robert Stalla an der Technischen Universität Wien im Jahr 2008 entstanden ist

Einleitung

Weswegen ist die prächtigste Barockkirche dieser Stadt, gelegen an einem der ältesten kirchlichen Plätze Wiens, dermaßen eingeschlossen von ihrem architektonischen Umfeld? Wie ein geheimes Juwel wird sie von den umstehenden Häusern geschützt und verdeckt. Versteckt entzieht sie sich der Sichtbarkeit, bis man sie entdeckt. Ihre Pracht und Wirkkraft kann nur aus der Nähe empfunden werden. Die Peterskirche am Wiener Petersplatz.

Nach einem kurzen Drahtseilakt zwischen Legende und Wahrheit, soll der bauliche Charakter der Barockkirche näher beleuchtet werden um die Intentionen des ausführenden Architekten sichtbar zu machen. Die Identität jenes namenlosen Architekten soll anhand von stilistischen Beobachtungen im Vergleich mit der Tschechischen Kirche St. Laurenz und den historischen Begebenheiten enthüllt werden.

Beobachtungen der ästhetischen Präsenz des Baukörpers und der Diskrepanz seiner äußeren und inneren Dekoration sollen auf die Frage der topografischen Präsenz und Sichtbarkeit der Kirche im städtebaulichen Raum einleiten. Anhand einer Entwicklungsgeschichte des Petersplatzes mit Hilfe historischer und kunsthistorischer Bildbelege in Form von Veduten und Grundrissen soll versucht werden, sich einer Rekonstruktion der früheren Kirche anzunähern. Grabungsfunde und archäologische Erkenntnisse über die „schwarze Schicht“ sollen nicht nur dabei, sondern auch bei Datierungsversuchen helfen, Licht ins Dunkel zu bringen.

Die Fotos befinden sich am Dokumentende

Die legendäre Gründung

Der Wiener Petersplatz blickt auf eine lange Geschichte zurück. Das barocke Altstadtjuwel ist nicht die erste Kirche auf diesem Platz. Über Alter und Aussehen der früheren Kirche ist nur sehr wenig bekannt. Man kann allerdings davon ausgehen, dass sich die Peterskirche an einem der ältesten sakralen Plätze Wiens befindet. Vielleicht befand sich dereinst am Wiener Petersplatz die älteste Kirche der Stadt.

Laut einer Legende wurde die ursprüngliche Kirche 792 n. Chr. von Kaiser Karl dem Großen gegründet. Nach der Vertreibung der Awaren aus Wien, im Zuge seiner Feldzüge von 791 bis 796, heißt es, hat er „dem Hl. Petrus zu Ehren in dem alten befestigten Grenzstädtchen Fabiana eine Kirche“ erbauen lassen.¹ Als Baumeister wird Franz von Eisleben genannt, der 760 bereits die Kirche St. Ruprecht gebaut haben soll.²

Urkundlich erwähnt wurde die Kirche jedenfalls erst im so genannten „Tauschvertrag von Mautern“, der Geburtsurkunde des Stephansdomes aus dem Jahr 1137, in welchem St. Peter als parochia, als Pfarrkirche bezeichnet wird und im Tausch dem Bistum Passau übergeben wird.³ Bereits zehn Jahre später geht diese Funktion auf St. Stephan über.

1. Der barocke Neubau

Als die Dreifaltigkeitsbruderschaft⁴ von der Schottenkirche in die Peterskirche verlegt wurde, muss die Kirche aufgrund der Brandschäden von 1661⁵ dermaßen baufällig gewesen sein, dass Kaiser Leopold I. im Jahr 1679 den Neubau der Kirche gelobte. Nach dem Ende der Pest (1683) waren die kaiserlichen Gelder allerdings erschöpft, sodass der Neubau erst nach den Siegen des Prinzen Eugen gegen die Türken und dem Abschluss des Friedens von Karlowitz, bewilligt wurde.⁶

Im Jahr 1701 trat die Dreifaltigkeitsbruderschaft dann an den Kaiser heran, um den „Bau einer von Innenher wohl regulierten nicht zu kostbaren Kirchen“

¹ Paulicsek 1885, S. 1.

² Ebd.

³ Lohrmann/Opll 1981, S. 42.

⁴ Die Bruderschaft zur Heiligsten Dreifaltigkeit wurde nach ihrem Vorbild aus Rom gegründet. Ihre Mitglieder waren allesamt reiche und angesehene Bürger und Adelige. Auch Kaiser Leopold I. und Karl VI. gehörten der Bruderschaft an. Paulicsek 1885, S. 4.

⁵ Dehio 2003, S. 134.

⁶ Mazakarini 1995, S. 6.

voranzutreiben.⁷ Folglich sollte das Augenmerk bei der Planung des kirchlichen Neubaus nicht auf allzu kostspieligen ästhetischen Gestaltungsmitteln des Hochbarock liegen.

Am 22. April 1702 legte der Kaiser den Grundstein für den Neubau der Peterskirche, der nach den Plänen des Architekten Gabriele Montani ausgeführt werden sollte.⁸ Als jedoch Kaiser Leopold seinen Sohn im September 1703 als König Karl III. von Spanien proklamierte, zog Montani mit ihm als Festungsarchitekt nach Madrid.⁹

Vergleicht man die ursprünglich geplanten Risse des Architekten Montani, die uns durch zwei Kupferstiche von Hoffmann und Hermundt überliefert sind (Abb. 9), mit jenem ältesten Grundriss des barocken Neubaus von Kilian Ignaz Dientzenhofer (Abb. 4) und der heutigen Peterskirche (Abb. 1, 3, 5), so stellt man fest, dass entscheidende Planänderungen vollzogen wurden.

Aus dem Entwurf Montanis, dessen Kirche im Aufriss der Fassade einer Miniatur der Vatikanischen Basilika gleicht, wurde eine eigenständige Interpretation, von welcher in architektonischer Hinsicht die Kopie des Peterspatroziniums nicht mehr auf den ersten Blick abzulesen ist.

Im Wandaufbau wurde der längsovale Kuppelraum um ein Stockwerk erhöht. Auch das Verhältnis der Breite des Kuppelraumes zur Höhe der Kuppel wurde verändert.¹⁰ Um diesen steilen Horizontalproportionen entgegen zu wirken, betonte der Architekt die Vertikale durch verkröpfte Kordongesimse. Einen weiteren wichtigen Punkt, stellt die verbesserte Lichtinszenierung dar. Das zusätzlich durchfensterte Stockwerk und weitere acht Tambourfenster im Kuppelgeschoss verleihen dem Innenraum eine hellere Atmosphäre.¹¹ (Abb. 14)

Die Umstrukturierung der Raumgrößen der Kapellen brachte sowohl für den Innenraum, als auch für die Fassadengestalt des Außenbaus eine tief greifende Veränderung mit sich. Risalitartig tritt die nun dynamischer wirkende Mauer am Außenbau konvex aus dem Oval und höhlt sich wieder zurück, um konkav mit einem Schwung an den Turm anzuschließen. (Abb. 14, 16)

Die beiden Türme nahmen bereits in Montanis Projekt eine schräge Position ein, wenngleich sie sich der ovalen Raumform noch fügten. Ausgeführt wurden sie, als hätte man sie als Pendant zur Rückwand aus dem Raum herausgezogen, wodurch

⁷ Grimschitz 1959, S. 48.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ Bei Montanis Entwurf betrug das Verhältnis der Breite des Kuppelraumes zur Höhe der Kuppel 1:2, bei dem heutigen Bau 1:3. Fürst 2002, S. 141.

¹¹ Montani plante ursprünglich nur vier Lünettenfenster. Fürst 2002, S. 141.

die Turmecken klarer zum Vorschein kommen und der Fassade, in Kombination mit dem angedeuteten konvex-konkaven Mittelteil einen ungewöhnlich innovativen Rhythmus verleihen.

Dass der ausführende Baumeister, Franz Jänggl, der Zeit seines Lebens die Pläne des Hofarchitekten ausführte und der Montani bis zu seiner Abreise unterstand, diese Änderungen durchführte, ist auszuschließen.¹² Leider ist der Urkundenbesitz der Dreifaltigkeitsbruderschaft, nach der Auflösung der Bruderschaften durch Joseph II., beschlagnahmt worden und später verloren gegangen.¹³ Insofern scheint der Architekt, der den Bau nach Montanis Abwesenheit ausführte, namentlich nicht auf. Wir besitzen keine gesicherten Aufzeichnungen über die wahre Identität des Architekten. Aufgrund historischer Gegebenheiten und stilistischer Beobachtungen ist jedoch davon auszugehen, dass Johann Lucas von Hildebrandt für diese Meisterleistung als ausführender Architekt namhaft gemacht werden kann. Während seiner Studienzeit in der Architekturmetropole Rom bei Carlo Fontana¹⁴ hat sich Hildebrandt ein ausgeprägtes architektonisches Formenvokabular angeeignet, bereichert durch Einflüsse von herausragenden Zeitgenossen wie Johann Bernhard Fischer von Erlach.¹⁵

Die Tatsache, dass er am 24. Mai 1700 von Kaiser Leopold I. zum „Kayserlichen Hoff-Ingenieur“ ernannt wurde und diesem sein Architekturmodell der St. Laurentiuskirche in Deutsch-Gabel in Tschechien vorführte, beseitigt jegliche Zweifel.¹⁶ (Abb. 7, 8, 10, 11, 12)

Schon Albert Ilg bemerkte die Ähnlichkeit der Wiener Peterskirche zu diesem Bau.¹⁷ Die wesentlichen Unterschiede liegen in den eingeeengten Raumverhältnissen des Petersplatzes, beziehungsweise den bereits vorgegebenen Fundamenten des Projektes von Gabriele Montani begründet. Im Grundrissvergleich fällt ein runder Zentralbau im Gegensatz zu einem längsovalen auf. (Abb. 4, 8)

Die Kapellen in dessen Querachse sind bei beiden Kirchen durch ihre Größe betont. Im Grundriss der St. Laurentiuskirche scheint die Intention, die Hildebrandt hiermit beabsichtigte, noch offensichtlicher: Er verbindet die „Raumform der Rotunde [...] mit [den] Grundzügen eines kreuzförmigen Zentralbaus“.¹⁸ So musste alsdann Montanis

¹² Fürst 1991, S. 91-103, 167, 168. Grimschitz 1959, S. 49.

¹³ Mazakarini 1995, S. 6.

¹⁴ Grimschitz 1959, S. 8.

¹⁵ Beispielsweise die Idee der Lichtinszenierung erinnert an römische Vorbilder und an die in den Jahren 1694 bis 1702 erbaute Salzburger Dreifaltigkeitskirche von Fischer von Erlach. Fürst 2002, S. 141.

¹⁶ Grimschitz 1959, S. 8.

¹⁷ Ilg 1895, S. 433.

¹⁸ Fürst 2002, S. 141.

Idee eines längsovalen Raumes mit Kapellenkranz dieser Ausführung weichen. Die nun weitaus größeren Kapellenräume in der Querachse des Kirchenraumes wirken, über Arkaden abgeleitet, wie tonnengewölbte Querarme. (Abb. 14)

Im Fassadenvergleich wirkt die Peterskirche auf den ersten Blick wie eine vertikal zusammen gequetschte Version der St. Laurentiuskirche. (Abb. 6, 7) Dieser Eindruck entsteht aufgrund der schmälere Mittelachse der Peterskirche. Die in Rundbogen-nischen platzierten Plastiken finden wir daher anstelle der Turmfenster vor.

Die schräg gestellten Türme der Peterskirche resultieren aus Montanis Überlegungen, die sicherlich auch die räumlichen Gegebenheiten des Platzes miteinbezogen.

Die Charaktere der beiden Bauten scheinen in Bezug auf die Vitruvsche „dispositio“ dermaßen ähnlich, dass ihre Wandgliederung durch hierarchisch steigende Pilaster, sowie die horizontale Betonung der Stockwerke, der konkav einschwingenden Fassade mit Ballustradenabschluss und der dominierenden, laternenbekrönten Kuppel, den gleichen Architekten zum Schöpfer haben müssen.

Bereits im Oktober 1707 war die neue Peterskirche im Rohbau vollendet.¹⁹ Wie auf einem Stich nach Salomon Kleiner ersichtlich ist, fehlte dem Bau allerdings auch im Jahr 1724 noch die Wirkung von heute, aufgrund einer Fassade mit unvollendeten Türmen, rohem Ziegelsteinmauerwerk und fehlendem Dekor.²⁰ (Abb. 22) Erst zehn Jahre später wurden die Türme ausgebaut und die Fassade verputzt. Auf dekorreiche Gestaltung wurde aufgrund von finanziellen Engpässen weiterhin verzichtet.²¹

In den Jahren 1729 bis 1730 wurde der Chorraum (Abb. 3, 4, 13) erweitert und von 1751 bis 1753 wurde das Schulterbogenportal (Abb. 3, 4, 17, 18) nach Plänen von Andrea Altomonte im Rokokostil errichtet.²²

Allein beim Portal wurde am Außenbau nicht mit der Dekoration gespart. Es wurde mit figurativen und vegetabilen Details²³ des Bildhauers Franz Kohl ausgeschmückt.

¹⁹ Am 25. Oktober wurde „darinnen das erste mahl der Gottesdienst [...] verrichtet.“, Polleroß 1983, S. 150, zitiert aus dem Wienerischen Diarium Nr. 546 und 547 von 1708.

²⁰ Polleroß 1983, S. 150.

²¹ Grimschitz 1959, S. 49.

²² Mit Hilfe einer Stiftung des Superintendenten der Dreifaltigkeitsbruderschaft Joachim Georg Schwandtner. Dehio 2003, S. 136.

²³ Im Giebel befindet sich ein Flachrelief mit der Berufung der Apostel. Zwei Putten mit den gekreuzten Schlüsseln und der Tiara krönen den Giebel. An den Ecken des Daches sitzt je eine Statue. Sie verkörpern die Dreiheit der christlichen Tugenden: Links befindet sich die Hoffnung mit dem Anker als symbolisches Attribut, oben der Glaube mit dem Kelch und rechts die Liebe in der Verkörperung der Mutter mit ihrem Kind. In den ovalen Fenstern stehen bronzene Vasen mit Verzierungen der Heilung des Lahmen, Petrus auf dem Meer, dem Abschied von Petrus und Paulus und der Befreiung des Petrus aus dem Kerker. Im Giebel befindet sich ein Flachrelief mit der Berufung der Apostel. Mazakarini 1995, S. 7.

Hildebrandt hatte darauf keinen Einfluss mehr, denn am 16. November 1745 verstarb er.²⁴

Am geschweiften Dach ist die Inschrift ‚Was ich gelobt habe, will ich dem Herrn für die Rettung erfüllen.‘ angebracht.²⁵ Sie erinnert an das Versprechen Kaiser Leopolds I., der bereits 1679 die Errichtung der Pestsäule am Graben, sowie den Neubau der Peterskirche zum Gedenken an die Pestepidemien von 1679 bis 1680 und 1713²⁶, gelobte. Die reiche, programmatische Verzierung des Portals, die mit der ansonst schlichten Außengestaltung bricht, vermittelt von außen einen Vorgeschmack auf die „entzückende Orgie der Dekoration“²⁷ die den Besucher im Inneren der Kirche erwartet. Friedrich Polleroß hat das ikonografische Programm im Inneren der Peterskirche, welches geschickt die Peters-, die Dreifaltigkeits-, die Pest- und die Kaiserikonografie verbindet, ausführlich behandelt.²⁸ Am nackten Außenbau muss man regelrecht danach suchen.

An der Rückseite befinden sich zwei bemerkenswert schön ausgeführte Nischenfiguren, der Hl. Petrus und der Erzengel Michael. (Abb. 20, 21)

Die Ostseite der Peterskirche wird erst seit dem Jahr 1906 durch das wandfüllende Relief im Ausmaß von 44 m² von Rudolf Weyr geschmückt. (Abb. 19) Das Denkmal nimmt nicht nur auf die Gründungssage Kaiser Karl des Großen aus dem Jahr 792 Bezug, sondern stellt auch Kaiser Leopold I. selbst in eine typologische Beziehung mit Karl dem Großen.²⁹ Man sieht Karl den Großen mit seinem mächtigen Schwert auf einer Erhöhung vor seinem Thron stehen. Er lässt gerade das Kreuz aufrichten. Unter den Versammelten sind die Bischöfe Urolf von Passau und Arno von Salzburg zu erkennen. Im Hintergrund fluchtet die alte Lagermauer in die Tiefe. Rechts ist die baufällige Kirche angedeutet und in der linken oberen Ecke ist die Gestalt der neuen barocken Peterskirche als Vision von Bischof Urolf voraussehend miteinbezogen.

Die Gedanken von Johann Paulicsek über das Relief, treffen wohl den Zeitgeist, wenn er gleich einer überspitzten Lobrede über Kaiser Karl den Großen spricht, den „Fürsten, der es verstand durch die Kraft seines Schwertes ein Weltreich zusammenzufügen, [...]; der als Erwecker des geistigen Lebens im Abendlande die antike Bildung mit den christlichen Ideen verknüpfte, den Völkern die Segnungen des

²⁴ Grimschitz 1959, S. 11.

²⁵ « Quaecumque vovi reddam pro salute domino. » Jonae 2,10. Mazakarini 1995, S. 7.

²⁶ Polleroß 1983, S. 195.

²⁷ Ilg 1895, S. 439.

²⁸ Polleroß 1983, S. 195.

²⁹ Polleroß, 1983, S. 198.

Christentums vermittelte und die Bedeutung der Kirche für das Kulturleben erfasste.“³⁰

Die amüsante Entstehungsgeschichte des Reliefs, spricht den Zusammenhang zwischen ästhetischer und städtebaulicher Präsenz an: „In den Herbsttagen des Jahres 1902 erschien in dem Auslagenfenster der Hofbuchhandlung Lechner am Graben ein Bild, das eine große leere Wand darstellte mit der Inschrift: „Diese Wand bittet um ein Monument“; es war die Wand der St. Peterskirche, welche die Goldschmiedgasse jäh abschließt und auf den Beschauer vom Stephansplatz aus einen unschönen und peinlichen Eindruck machte.“³¹ Bereits damals gewannen städtebauliche Überlegungen hinsichtlich der Sichtbarkeit unserer Kulturgüter an Bedeutung. Der damalige Kommerzialrat Wilhelm Müller setzte sich schon 1896 bei den Bauarbeiten am Stock-im-Eisen-Platz für die „Beibehaltung des unbehinderten Ausblickes auf den Stephansturm“ ein.³² Diese stetig wachsende Tendenz, hin zu mehr Sichtbarkeit und Präsenz von Kulturgütern im städtebaulichen Raum, lässt sich immer öfter feststellen.

2. Die Präsenz und Sichtbarkeit des Petersplatzes im städtebaulichen Raum

Heute präsentiert sich die barocke Peterskirche wie ein Juwel, versteckt zwischen den hohen Häuserfassaden und den engen Gassen des Wiener Innenstadtbezirks. Es wurde dem Bauwerk versagt, aus der Ferne zu wirken. Man sieht die Kirche nicht. Allein die mächtige Kuppel verrät ihre Präsenz aus der Entfernung. Montanis Kirchenumsetzung wäre hinsichtlich ihrer Höhe höchstwahrscheinlich im Dächermeer der umstehenden Häuser versunken. Die größte Anziehungskraft entfaltet sich von ihrer Fassadenseite aus. Vom Graben, über die Jungferngasse zugänglich, blitzt sie wie ein Edelstein zwischen den hoch aufstrebenden Häusern hervor. Von hier ist sie sichtbar. Was wohl auch der Grund dafür sein mag, warum die Autobushaltestelle in der winzigen Jungferngasse platziert wurde und die Fiaker über den Petersplatz an der barocken Kirche im Schrittempo vorbeitreiben.

Vom Stephansplatz aus, erschließt sich dem Betrachter der Blick durch die Goldschmiedgasse auf die Ostseite der Kirche samt dem seit 1906 angebrachten Relief. Der Petersplatz ist heute insgesamt von fünf Gassen aus allen Himmelsrichtungen zugänglich: der Milchgasse, der Kühfußgasse, der

³⁰ Paulicsek 1906, S. 4.

³¹ Paulicsek 1906, S. 1.

³² Ebd.

Freisingergasse, der Goldschmiedgasse und der Jungferngasse. Seit dem Vogelschaubild der Stadt Wien von Joseph Daniel Huber (Abb. 30, 31) bis zum heutigen Tag hat sich am Petersplatz in architektonischer Hinsicht nicht viel verändert. Die beklemmenden Platzverhältnisse sind hier schon stark spürbar. Eine Kleinigkeit, die der Kirche aber immerhin etwas mehr Raum verschaffte, hat sich bis heute doch verändert. Der Durchgang zum Graben, die Jungferngasse, war damals nur drei Meter breit, sodass die beiden Häuser durch zwei Schwibbögen miteinander verbunden waren.³³ (Abb. 26)

Geht man der einleitenden Frage hinsichtlich der Wahl des Ortes nach, an dem die Kirche errichtet wurde, muss man bedenken, dass dieser Entschluss nicht erst beim barocken Bau getroffen wurde, sondern bereits viel früher.

Auf dem mittelalterlichen Plan der Stadt Wien, nach Müller und Camesina (Abb. 24, 25), kann man den Petersfriedhof und leider nur eine sehr vage Grundrissform der früheren Peterskirche erkennen. Aufgrund der in den Plan eingeschriebenen Datierungen, bietet er allerdings eine gute Übersicht über die städtebauliche Entwicklungsgeschichte der Stadt.

Nach der Türkenbelagerung von 1529, wurde von Bonifaz Wohlmuert ein Stadtplan Wiens für den Ausbau der Befestigungsanlagen angefertigt, der aufgrund seines außerordentlich großen Maßstabs ein genaues Bild des Petersplatzes vermittelt. (Anh. 1) Erstaunlicherweise hat sich der Wesenskern der baulichen Struktur von 1547 bis heute kaum verändert. Einige Veränderungen sind aber trotzdem ersichtlich. Der Petersplatz zeigt sich hier um einiges weitflächiger. Er ist von einer weiteren Gasse, der ehemaligen Petersgasse, aus zugänglich. Die Gestalt des Grabens, dessen Name von seiner ursprünglichen Funktion als Befestigungsgraben des römischen Legionslagers Vindobona herrührt, bildet aufgrund der ihn abgrenzenden Häusergruppen im Osten sowie im Westen, noch eher die Form eines Platzes als heute. (Anh. 1, Abb. 26, 27, 31) Er wurde erst im Zuge der Stadterweiterung durch Herzog Leopold V. um 1190 zu einem Platz umgestaltet und seit 1320 von den Wienern als Marktplatz genutzt.³⁴ Am Anfang des 14. Jahrhunderts war das Jungferngässchen vom Norden über den Petersfriedhof die einzige Verbindung zum Graben.³⁵ Erst seit 1967, durch den

³³ Kisch 1967, S. 160.

³⁴ Czeike 1972, S. 12.

³⁵ Czeike 1972, S. 17.

Umbau der Ersten Österreichischen Sparkasse, bietet die viel breitere Jungferngasse einen imposanten Einblick auf den Petersplatz.³⁶

Was den Grundriss der Peterskirche betrifft, so sieht dieser etwas seltsam aus, wie ein über die Jahre entstandener Patchwork-Teppich in Form eines ungleichförmig angewachsenen Kirchenbaues. Es handelt sich weder um ein einschiffiges, noch um ein dreischiffiges Langhaus. Es sieht ganz danach aus, als würde ein normaler rechteckiger Raum, vielleicht ursprünglich ein großer Profanraum, das Kerngebäude darstellen, an welchen im Süden eine kleine Sakristei und die Apsis angebaut wurde, im Norden ein Turm, im Osten die gotische Valentinskapelle und im Westen ein Anbau, der annähernd der Länge des „Kirchenschiffes“ entspricht. Wobei die westliche Mauer direkt in die Apsis mündet.

Vergleicht man den exakten Kirchengrundriss Wohlmueets mit den anderen Ansichten und Grundrissen, so tanzt er auf den ersten Blick vollkommen aus der Reihe. Bei genauerer Betrachtung lassen sich jedoch unter Berücksichtigung einiger Veränderungen, welche sich im Laufe der Jahre zugetragen haben können, Übereinstimmungen erkennen. Dem Plan Daniel Suttingers (Abb. 28, 29) ist er ähnlich. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass sich in der Zeit von 1547 bis 1683 die Form des Baukörpers jenem des Suttingersch'en Plans angenähert hat. Würde man den westlichen Anbau gedanklich abreißen und sich vor der Valentinskapelle das „Wachstüberl“ dazu denken, dann ergäbe sich eine ähnliche Grundrissilhouette wie auf dem rund 130 Jahre jüngeren Plan von Suttinger.

Die wohl populärste Ansicht des frühen Wien stammt von dem Niederländer Jakob Hoefnagel aus dem Jahr 1609. Von Norden aus gesehen ist auch die frühere Peterskirche darauf eingezeichnet. Im Gegensatz zu dem viel größeren Stephansdom wirkt sie winzig und im Vergleich mit dem Eingangstor in der Turmachse und den an die Kirche angeschlossenen Verkaufsbuden³⁷, wirkt sie wiederum um einiges größer.

Die Position des Turmes und der gotischen Valentinskapelle stimmen mit einer der zahlreichen Reproduktionen³⁸ des Vogelschaubildes von Jakob Hoefnagel überein, wobei die Verkaufsbuden erst nachträglich angebaut wurden.

Dem Bildausschnitt (Abb. 23) nach Hoefnagels Plan, ist zu entnehmen, dass sich der Eingang im Norden befand und von Wohlmueets Grundrissplan wissen wir, dass die

³⁶ Kisch 1967, S. 160.

³⁷ Im erstes der fünf kleinen Häuschen befand sich das alte „Wachstüberl“, in den übrigen vier boten Käsestecher, Zwirner, Schuster und Dürrobsthändler ihre Dienste an. Kisch 1967, S. 160.

³⁸ Stimmt mit einem unbezeichneten kolorierten Stich in der Manier Jakob Hoefnagels von 1609 überein. OpIl 2004, Tafel 6.

Apsis im Süden lag. Das Portal war also nicht, wie heute, von der Jungferngasse aus zugänglich, denn die gab es beim Bau des Gebäudes höchstwahrscheinlich noch nicht. An der Rückseite könnte sich, abhängig von der uns unbekanntem Grundsteinlegung der Kirche, auch noch die alte Lagermauer befunden haben.

Man sollte meinen, die genauen Grundrissinformationen Wohlmuetz in Kombination mit der Vogelschau Hoefnagels ließe eine detailgetreue Rekonstruktion der alten Kirche zu. Irrigerweise sieht man jedoch das Kirchenschiff auf Hoefnagels Stich nicht. Allein die gotische Valentinskapelle und der Turm sind darauf zu sehen. Die Abbildung vermittelt den Eindruck als wäre die Valentinskapelle das Kirchenschiff, was der üblichen Orientierung entsprechen würde.

Abgesehen von ein paar städtebaulichen Ausnahmefällen, wurde das Langhaus von mittelalterlichen Kirchen der Norm entsprechend nach Osten orientiert, da der Sonnenaufgang in der jüdisch-christlichen Symbolik für die Auferstehung und Ankunft des Messias beziehungsweise für die Wiederkunft Christi steht.³⁹ Weiters weisen süd- und westeuropäische Kirchen dadurch zum himmlischen Jerusalem. Jüdische Synagogen sind prinzipiell entgegengesetzt orientiert. Im Barock begann man mit der wachsenden Zahl an Zentralbauten von der Orientierung zugunsten einer besseren Lichtwirkung im Innenraum abzulassen. Wodurch eine optimale Beleuchtung des Altarraumes am Morgen von Osten, zu Mittag von Süden und am Nachmittag von Westen her, erzielt wurde. Wie bereits erläutert, spielte die Lichtinszenierung auch für Hildebrandt eine wichtige Rolle, was jedoch nicht erklärt, warum der Vorgängerbau, mit dem Eingang im Norden, nach Süden orientiert war.

Die funktionelle Veränderung des Grabens vom Befestigungsgraben des römischen Militärlagers zum hochmittelalterlichen Marktplatz könnte allerdings ein Grund für die neue Ausrichtung der barocken Kirche gewesen sein.⁴⁰ Als Mittelpunkt religiöser und höfischer Feste und Treffpunkt des Hofadels pulsierte am Graben das Leben. (Abb. 27) Auch die fortschreitende Stadtentwicklung Richtung Süden könnte zu dem Entschluss geführt haben, die Kirche beim Neubau umzudrehen. Auf eine Ostung wurde entweder aufgrund der knappen Platzverhältnisse verzichtet oder es standen tatsächlich lichtinszenatorische Überlegungen im Vordergrund.

³⁹ Vorlesung „Architekturkopie - Von der Grabeskirche in Jerusalem bis zur wiedererrichteten Erlöserkathedrale in Moskau“ an der Universität Wien, gehalten von Lioba Theis im SS 2007.

⁴⁰ Czeike 1972, S. 7.

Die unübliche Orientierung der älteren Kirche, lässt dem ungeachtet, ausreichend Raum für Spekulationen offen. Vielleicht liegt die Größe der gotischen Valentinskapelle, welche von 1399 bis 1421 an das Langhaus anschlossen wurde, in dem Bestreben begründet, dem Bau eine Scheinorientierung nach Osten zu verleihen.

3. Neue Impulse

Bei jüngsten Grabungen im Bereich des heutigen Portals⁴¹, wurde eine gekrümmte Bruchsteinmauer in der Höhe von 1,30 m freigelegt. In ihrer Grundrissform gleicht sie der Apsis eines Kirchenraumes.

Im Fall der Wiener Peterskirche stoßen wir dadurch auf eine besonders spannende Angelegenheit, da sich weder eine gesicherte Rekonstruktion der Vorgängerkirche etabliert hat, noch das Datum ihrer Grundsteinlegung bekannt ist und weil dadurch eine alte Diskussion von neuem entflammt wird. Bis heute konnte nicht endgültig geklärt werden, welche der beiden Kirchen, St. Ruprecht oder St. Peter, die erste Kirche Wiens war. Die Gründung der Ruprechtskirche geht ebenso, wie die der Peterskirche auf eine Legende zurück. Laut der Legende wurde sie von genau dem Architekten, der auch schon bei der sagenhaften Gründung der Peterskirche genannt wurde, um 760 gebaut. Um 1000 wurde sie höchstwahrscheinlich neu erbaut und gilt seit dem unbestritten als das älteste erhaltene Bauwerk Wiens.⁴²

Wien unterstand seit den Awarenkriegen von Karl dem Großen der politischen Kontrolle des Frankenreiches und gehörte seit dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts zum Erzbistum Salzburg.⁴³ Aufgrund des engen Zusammenhangs Salzburgs mit den Patrozinien der beiden Kirchen St. Ruprecht und St. Peter ist die Entstehung beider Kirchen in dieser Zeit denkbar.

Angesichts der Forschungen von Oettinger, Perger und Brauneis und anderen existiert die Vermutung, dass am Wiener Petersplatz bereits in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts eine römische Kaserne zu einer Kirche umgebaut wurde.

Diese Vermutung erhielt durch eine 2005 erschienene Diplomarbeit der Studienrichtung der Klassischen Archäologie von Walter Heinrich Nowak neue Impulse. Seine Untersuchungen beschäftigen sich mit der Frage einer früheren Basilika an diesem Platz, genauer gesagt einer spätrömischen Basilika. Nowaks Ergebnisse sind jedoch weniger hinsichtlich ihrer historisch-wissenschaftlichen Qualitäten von Interesse, da sich diese eher um eine Zusammenfassung Oettingers „Das Werden Wiens“ handelt. Essentiell präsentiert sich seine Arbeit im praktischen Bereich. Als Grabungsbauleiter beim Bau der Tiefgarage für die Erste Österreichische Sparkasse im Jahr 1965 am Wiener Petersplatz, trat er in die Fußstapfen Nowalskis, indem er nicht nur ein Verzeichnis der Grabungsfunde aus

⁴¹ Südöstlich, auf einer Fläche von 12 – 15 m².

⁴² Pohanka 1998, S. 47.

⁴³ Pohanka 1998, S. 45.

den Jahren von 1896 bis 1967 anlegte, sondern auch diverse Grabungen und Mauerfunde dokumentierte und diese mit anschaulichen Fotografien und Skizzen ergänzte. Des Weiteren zeichnete er auf einem Grundrissplan des Petersplatzes diese Mauerfunde mit deren angenommener Datierung ein. (Anh. 2)

Zieht man Nowaks erstellten Grundrissplan heran, so lässt sich aufgrund des gefundenen Apsisteiles – vorausgesetzt es handelt sich bei dem Fund um eine Apsis, wovon ich jedoch ausgehe – die ursprüngliche Lage des früheren Kirchenschiffes besser einschätzen. Abweichend von Nowaks Ausgangsskizze befände sich das Schiff ein wenig weiter nach Osten versetzt. Abgesehen von den im Plan eingezeichneten Funden, lagert über dem Grundriss der barocken Kirche ein weiterer Grundriss, in Braun eingezeichnet, laut Nowak der Grundriss seiner vermuteten „spätromischen Basilika“.

4. Die spätromische Basilika

Ein Grundrissplan, welcher die Forschung in zwei Lager teilt, scheint mir die Kopie eines heute nicht mehr erhaltenen Originals, überliefert durch Albert Camesina, zu sein. (Abb. 32a) Im Mittelpunkt der Forschungsgeschichte der 50er und 60er Jahren wurde ihm eine große Bedeutung beigemessen, oftmals war er die führende Grundlage, die zu wagemutigen Datierungen und Spekulationen führte. Man sollte ihn allerdings mit Vorsicht zu Rate ziehen, denn es ist weder eine Orientierung auf diesem Plan eingezeichnet, noch ist die Kirche auf dem Grundriss vollständig abgebildet. Auch auf die Maßangaben ist kein Verlass, da sie nur sehr ungenau in Klafter⁴⁴, einer alten Längeneinheit, angegeben sind.

Als die Dreifaltigkeitsbruderschaft im Jahr 1676 von der Schottenkirche in die Peterskirche verlegt wurde, sollte eine Sakristei mit darüber liegendem Kaiseroratorium an die Kirche angeschlossen werden.⁴⁵ Der besagte Grundrissplan ergänzte das Schreiben anlässlich dieses Sakristeianbaues. (Abb. 32a) Er zeigt einen dreischiffigen Bau, der im Süden mit einer Apsis abschließt. Im Norden ist der Bau unvollendet, was man an den auslaufenden Enden der Außenmauer erkennt. Für den Anbau der Sakristei auf der linken Seite genügte dem Planzeichner offensichtlich der vorliegende Gebäudeteil der Kirche.

⁴⁴ Maß zwischen den ausgestreckten Armen eines erwachsenen Mannes. In Österreich betrug diese Länge beispielsweise ca. 1,70 m. Der Große Brockhaus 1955.

⁴⁵ Oettinger 1951, S. 7.

Bereits Karl Ginhart bemerkte das seltsame Breitenverhältnis des Mittelschiffes zu seinen verschiedenen breiten Seitenschiffen.⁴⁶ Er und Richard Donin versuchten den Bau zu datieren und folgerten daraus, dass der Bau aus vorromanischer Zeit, also aus der Zeit vor dem 11. Jahrhundert, stammen muss.⁴⁷

Karl Oettinger rekonstruierte Ginharts Vermutungen in einer anschaulichen Skizze (Abb. 32d) und kam zu dem Urteil, dass der dreischiffige Sakralbau aus einem ursprünglich einschiffigem resultiere (Abb. 32b).

Aufgrund der merkwürdigen Breitenverhältnisse⁴⁸ der Schiffe zueinander, der Breitendehnung der Apside und der asymmetrischen Positionierung der Pfeilerreihen, erweist sich Ginharts Grundrissidee des Vorgängerbaues als widerlegt. Überdies lässt sich dadurch ausschließen, dass es sich um einen Neubau handelte. Die Apsis und die rechte Außenmauer des Urbaues blieben bestehen. Es wurden lediglich Pfeiler eingezogen, um die Seitenschiffe vom breiteren Mittelschiff abzugrenzen und die linke Seitenwand wurde nach außen hin verschoben. Dies würde erklären, warum die rechte Pfeilerreihe in das Mittelschiff ragte, während die linke Pfeilerreihe auf einer Achse mit dem Apsisbeginn liegt. Das rechte Seitenschiff verlor durch die Pfeiler nicht an Breite, während die Gestaltung des linken Seitenschiffes aufgrund einer breiteren Neuanlage möglich war.

Die eingezeichneten Arkadenwände über der linken Pfeilerreihe lassen darauf schließen, dass das linke Seitenschiff nach basilikalem Vorbild in seiner Höhe niedriger als das Mittelschiff und das rechte Seitenschiff war.

Eine Eigenheit der Skizze, die in der Forschung immer wieder neue Fragen aufwirft, stellen die Stufen dar, die in den Kirchenraum hinab führen. Dieser Niveauunterschied lässt sich am schlüssigsten durch einen Anstieg des Bodenniveaus im Laufe der Zeit erklären. Dieser Lauf der Zeit würde auf das ehrwürdige Alter der Kirche hinweisen, was an Bedeutung gewinnt, wenn man weiß, dass der Stephansdom um 1200 keinen derartigen Niveauunterschied aufwies.⁴⁹ Die abgezählten acht Stufen, die Oettinger zu der Annahme veranlassten, dass sich die Unterkante des Kirchenbodens eineinhalb Meter unter dem Straßenniveau befand und der Kirchenbau somit als spätantik entlarvt sei, entpuppt sich spätestens im nächsten Kapitel als falsch.

⁴⁶ Ginhart 1937, S. 17.

⁴⁷ Donin 1944, S. 140.

⁴⁸ Laut Grundrissplan betrug die Breite des Mittelschiffes ungefähr zehn Meter, während die Seitenschiffe eine Breite von unzumutbar geringen eineinhalb bis zwei Meter aufweisen. Oettinger 1951, S. 9.

⁴⁹ Oettinger 1951, S. 12.

5. Die Schwarze Schicht – Horizont der Römerzeit

Das Mauerwerk, das kürzlich bei den Grabungsarbeiten im Bereich des Portikus aufgefunden wurde, ist durch eine fischgrätenartige Bauweise strukturiert. Diese Bauart wurde von den Römern „opus spicatum“ genannt, sie wurde aber auch nach der Römerzeit noch angewandt.

Aufgrund des verwendeten mittelalterlichen Baumaterials neben der Wiederverwendung römischer Reste, ist davon auszugehen, dass es sich bei dem Mauerfund nicht um eine Apsis aus römischer Zeit handelt.

Martin Mosser und Ingeborg Gaisbauer von der Stadtarchäologie Wien stützen die Datierung dieser mittelalterlichen Apsis auf den gegenwärtigen Forschungsstand hinsichtlich der Bodenentwicklung und der Siedlungskontinuität beziehungsweise Diskontinuität von der Römerzeit bis zum Mittelalter im Wiener Raum.

Die so genannte „schwarze Schicht“ oder „dark earth“ ist eine dunkle Bodenbildungsschicht, deren Entwicklungsgeschichte auf die Römerzeit zurückgeht. Dieser fossile Horizont befindet sich ungefähr drei Meter unter dem heutigen Straßenniveau und wurde bereits an mehreren Stellen im Bereich des einstigen Legionslagers Vindobona, unterschiedlich mächtig ausgeprägt, nachgewiesen.⁵⁰ (Abb. 34)

Bewegt man sich also nicht im Horizont der „schwarzen Schicht“, so befindet man sich nicht in der römischen Zeit, sondern in einer jüngeren Periode. Die Unterkante des Mauerfundes liegt mit 1,30 m zu hoch für die römische Bodenschicht. Die Bruchsteinmauer stammt also frühestens aus der spätromanischen Zeit, aus dem 11. Jahrhundert, ist aber keinesfalls römischen Ursprungs.

Ingeborg Gaisbauer argumentiert ihre Annahme durch den Mangel an Funden von der Römerzeit bis ins Mittelalter. Grob gesprochen, wurde vom 4. Jahrhundert bis ins 11. Jahrhundert keine Keramik gefunden, was bedeutet, dass in dieser Zeit der Fortbestand einer Besiedlung nicht nachgewiesen ist. Die logische Konsequenz von fehlender Keramik, ist fehlende Population, ist fehlende Notwendigkeit eines Kirchenraumes während dieser Zeit. Somit ist auch der Fortbestand einer Reststadt im Bereich der Peterskirche nicht gesichert.

Zieht man nun die Fotografie Nowaks mit den darauf eingezeichneten Nummerierungen heran (Abb. 33), so kann man im Bereich des Grabungsbefundes 10k eine römische Mauer ersehen, denn dieser Fund ist laut Nowak, eine 1 m hohe, 8 m lange und 0,9 m dicke Mauer, deren Unterkante 2,8 m unter dem heutigen

⁵⁰ Gaisbauer 2006, S. 184, Abb. 3.

Straßenniveau, also im Bereich der „schwarzen Schicht“ liegt.⁵¹ Und tatsächlich ist auf der Fotografie, welche die Mauer entlang der Westwand der Peterskirche als Ausschnitt zeigt (Abb. 35), am unteren Rand eine auffallend dunkle Schicht als Fundament für die darüber liegenden Steine im „opus spicatum“-Mauerwerk zu erkennen.

6. Schlusswort – Was städtebaulich präsent ist, muss nicht sichtbar sein.

Wenn uns erhaltene Plangrundlagen nicht ausreichend Schlüsse zur Beantwortung der essentiellen Fragen liefern, sollte man sich darauf stützen, was noch da ist. Grabungsfunde können uns Aufschluss geben und helfen Legenden zu entlarven und die Wahrheit ans Licht zu tragen. Unter dem Straßenniveau des Petersplatzes schlummern gewiss noch Geheimnisse. Es bleibt also nur zu hoffen, dass neuerliche Grabungen, beispielsweise im östlichen Bereich des Petersplatzes neue Erkenntnisse zu Tage bringen.

Meiner einleitenden Frage, warum die Kirche in ihr architektonisches Umfeld dermaßen eingeschlossen wirkt, muss ich entgegen halten, dass das nicht nur aufgrund des ihr viel zu knapp anberaumten Platzes, sondern auch aufgrund ihrer eigenen schweren Barockarchitektur und der von allen Seiten aufragenden Häuser, so wirken mag. Nach der Sichtung früherer Pläne und Ansichten kennen wir die Kirche inmitten eines Friedhofes oder zumindest eines größeren Vorplatzes. Mit der zunehmenden Stadtverbauung wurde jedoch auch an diesem Platz alles enger. Um die Sichtbarkeit zugunsten einer ästhetischeren Präsenz des Barockbaues wieder zu steigern, müsste ein Vorplatz, größer als die Jungferngasse und ohne daran vorbeilaufender Verkehrsstraße, der Fassade vorgelagert werden.

Der Titel Sichtbarkeit und städtebauliche Präsenz einer vergrabenen Vergangenheit ist bewusst gewählt, um darauf hinzuweisen, dass städtebauliche Präsenz nicht gleichbedeutend mit Sichtbarkeit sein muss. Dies trifft vor allem in Bezug auf die Peterskirche zu, die sehr wohl präsent, aber von vielen Standpunkten aus nicht sichtbar ist, sowie ihre Vergangenheit nicht sichtbar ist, weil sie vergraben liegt oder weil sie aufgrund einer visuell schlecht dokumentierten Vergangenheit verdeckt bleibt.

⁵¹ Nowak 2005, S. 144.

7. Literaturverzeichnis

Czeike 1972

Felix Czeike, Der Graben, Wien 1972.

Dehio 2003

Bundesdenkmalamt (Hg.), Dehio – Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs, Topographisches Denkmälerinventar, Wien 1. Bezirk, Horn/Wien 2003.

Donin 1944

Richard Kurt Donin (Hg.), Die vorromanische Baukunst in Wien, in: Geschichte der bildenden Kunst in Wien, Von der Urzeit bis zur Romanik, Wien 1944.

Fürst 1986

Ulrich Fürst, St. Laurenz in Gabel und die Piaristenkirche in Wien. Die kurvierten Kirchenbauten des Johann Lucas von Hildebrandt, München 1986.

Fürst 1991

Ulrich Fürst, St. Laurenz in Gabel und die Piaristenkirche in Wien. Zwei kurvierte Kirchenbauten des Johann Lucas von Hildebrandt, München 1991.

Fürst 2002

Ulrich Fürst, ‚Die lebendige und sichtbare Historie‘ – programmatische Themen in der Sakralarchitektur des Barock, Regensburg 2002.

Gaisbauer 2006

Ingeborg Gaisbauer, „Schwarze Schicht“ – Kontinuität/Diskontinuität, in: Fundort Wien. Berichte zur Archäologie, 9, Wien 2006, S. 182-190.

Ginhart 1937

Karl Ginhart, Die karolingisch-vorromanische Baukunst, in: Bildende Kunst in Österreich, II, Wien 1937.

Grimschitz 1929

Bruno Grimschitz, Johann Lucas von Hildebrandts Kirchenbauten, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte, VI, Wien 1929.

Grimschitz 1959

Bruno Grimschitz, Johann Lucas von Hildebrandt, Wien 1959.

Ilg 1895

Albert Ilg, Die Fischer von Erlach, Wien 1895.

Kisch 1967

Wilhelm Kisch, Die Alten Straßen und Plätze Wien's und ihre historisch interessanten Häuser, Cosenza 1967.

Lohrmann/Opll 1981

Klaus Lohrmann/Ferdinand Opll, Regesten zur Frühgeschichte von Wien, Verein für Geschichte der Stadt Wien, Wien 1981.

Mazakarini 1995

Leopold Mazakarini, Führungen durch Wien, II, Wien 1995.

Nowak 2005

Walter Heinrich Nowak, Vindobona. Die Vergangenheit des römischen Legionslager Vindobona im Bereich des Petersplatzes Wien. Ergraben: 1896 – 1967, Wien 2005.

Opll 2004

Ferdinand Opll, Wien im Bild historischer Karten. Die Entwicklung der Stadt bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, Wien/Köln/Weimar 2004.

Öttinger 1951

Karl Öttinger, Das Werden Wiens, Wien 1951.

Paulicsek 1906

Johann Paulicsek, Karl der Große, Ein Geschichtsbild zur feierlichen Enthüllung des Denkmals an der St. Peterskirche, Wien 1906.

Paulicsek 1885

Johann Paulicsek, Das Beneficiaten-Collegium bei St. Peter in Wien. Eine historisch-canonistische Studie, Wien 1885.

Pohanka 1998

Reinhard Pohanka, Wien im Mittelalter, Wien 1998.

Polleroß 1983

Friedrich B. Polleroß, Geistliches Zelt- und Kriegslager. Die Wiener Peterskirche als barockes Gesamtkunstwerk, in: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, 39, Wien 1983.

Rizzi 1975

Wilhelm Georg Rizzi, Johann Lucas von Hildebrandt. Ergänzende Forschungen zu seinem Werk, Wien 1975.

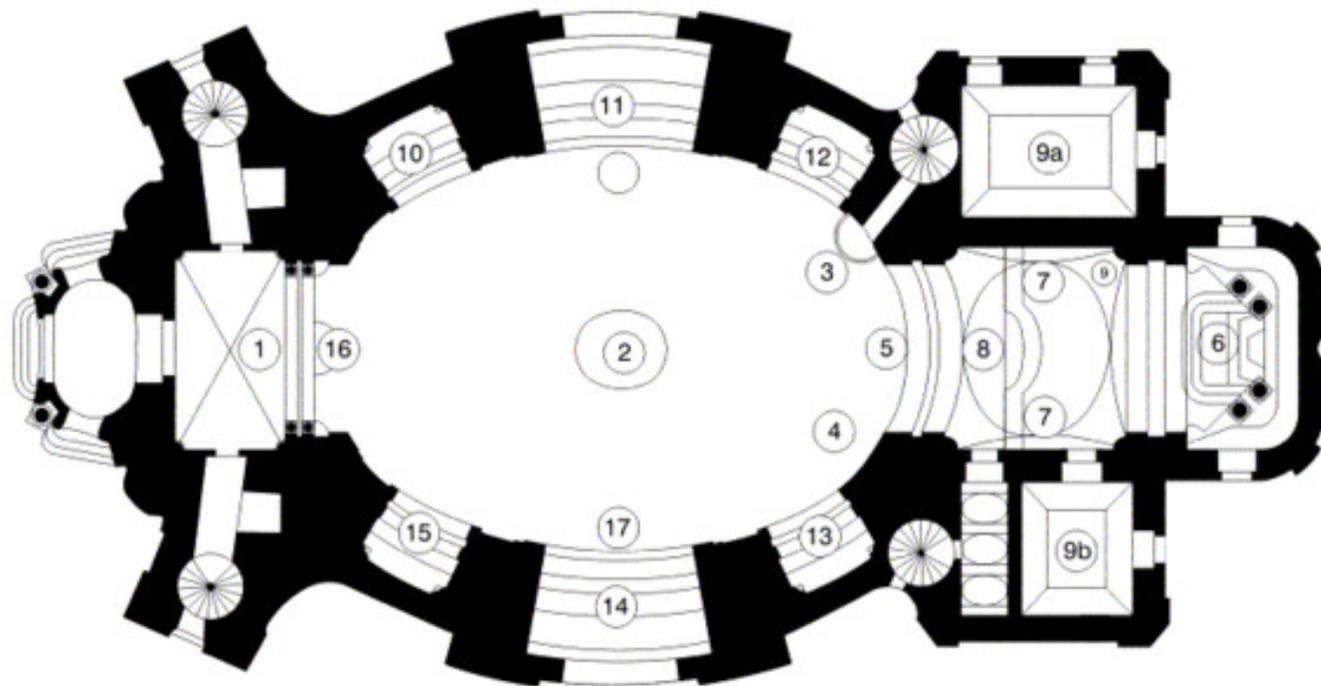
8. Abbildungen



Abb. 1: St. Peter in Wien, Fassade von der Grabenseite aus gesehen.

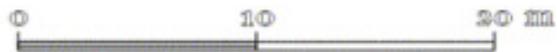


Abb. 2: St. Peter in Wien, Blick in die Kuppel mit dem Fresko von Johann Michael Rottmayr.



Grundriß der barocken Peterskirche in Wien

- ① Vorhalle
- ② Kuppelfresko
- ③ Kanzel
- ④ Nepomukaltar
- ⑤ Wappen des Kaisers
- ⑥ Hochaltar
- ⑦ Kaiseroratorien
- ⑧ Volksaltar
- ⑨ Grabmal Schwandtners
- ⑨ Sakristei
- ⑨ Abgang zur Krypta
- ⑩ Barbarakapelle
- ⑩ Sebastiankapelle
- ⑩ Kapelle der hl. Familie
- ⑩ Michaelskapelle
- ⑭ Franz-von-Sales-Kapelle
- ⑮ Antoniusaltar
- ⑯ Orgelepore
- ⑰ Kirchenbänke



Plan gezeichnet von Ulrich Funk 5/99

Abb. 3: St. Peter in Wien, Grundriss.

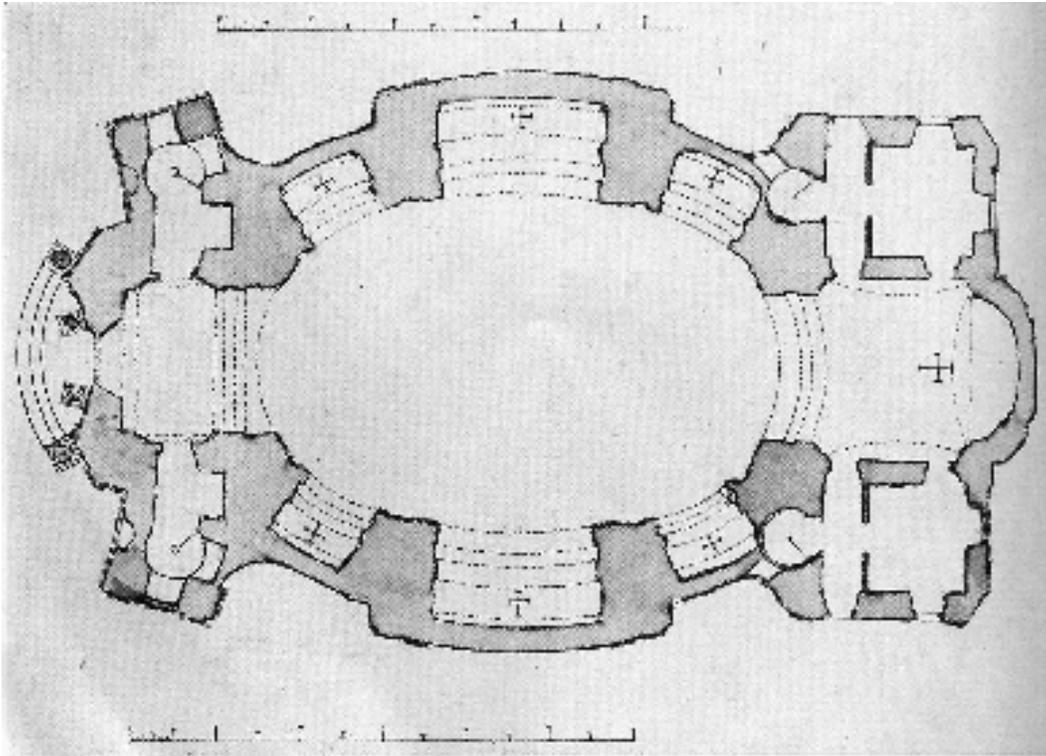


Abb. 4: St. Peter in Wien, ältester Grundriss, Zeichnung von Kilian Ignaz Dientzenhofer.



Abb. 5: St. Peter in Wien, Aufriss der Fassade von H. Kotzourek, 1906.



Abb. 7: St. Laurentius in Deutsch-Gabel, Tschechien, Johann Lucas von Hildebrandt, Baubeginn 1699.

Abb. 6: St. Peter in Wien, Fassade von einer gegenüberliegenden Wohnung aus gesehen.

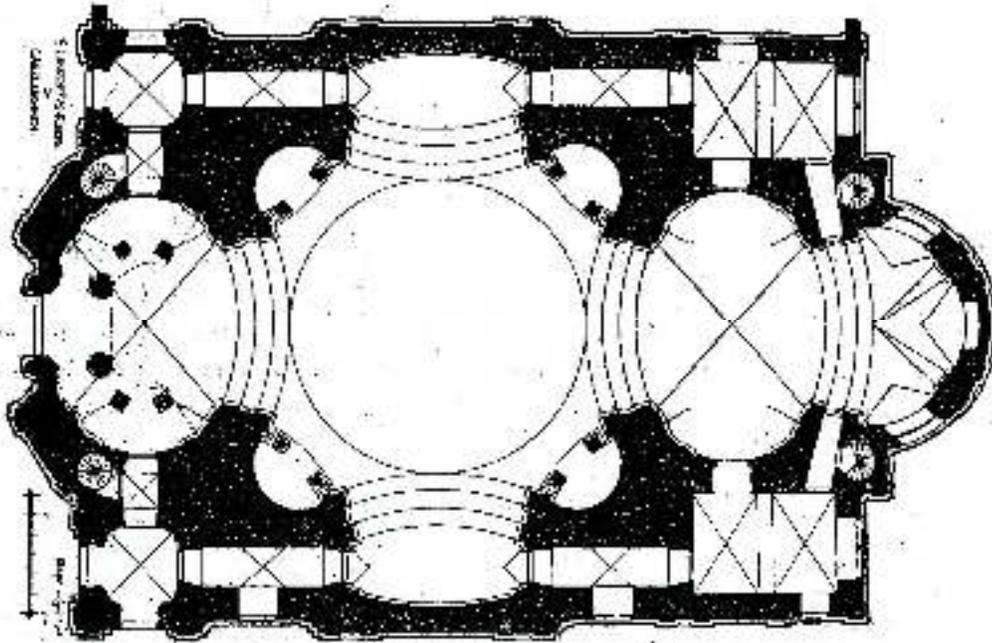


Abb. 8: St. Laurentius in Deutsch-Gabel, Tschechien, Grundriss, Johann Lucas von Hildebrandt, Baubeginn 1699.

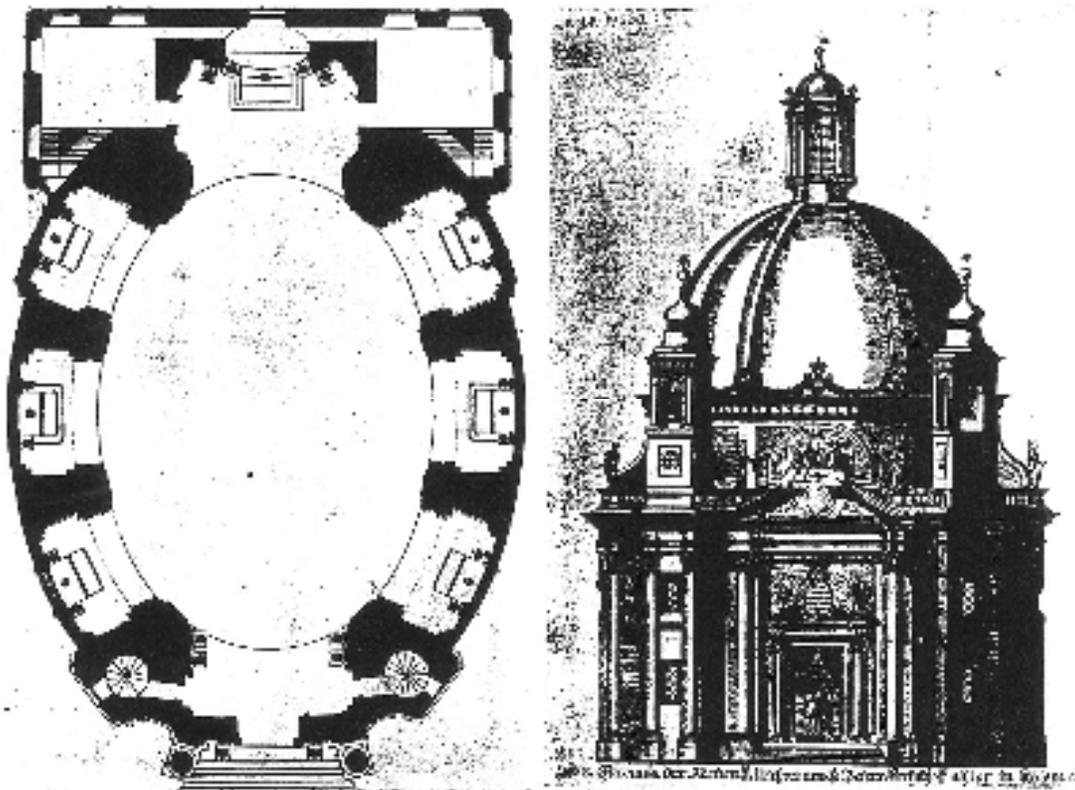


Abb. 9: St. Peter in Wien, Stiche nach dem ursprünglichen Projekt für den Neubau der barocken Peterskirche des Architekten Gabriele Montani, Grundriss und Aufriss der Fassade, aus einem Sammelbrief von 1701.



Abb. 10: St. Laurentius in Deutsch-Gabel, Tschechien, Einblick in den Chorraum.



Abb. 11: St. Laurentius in Deutsch-Gabel, Tschechien, Einblick in den Kuppelraum gegen Osten.

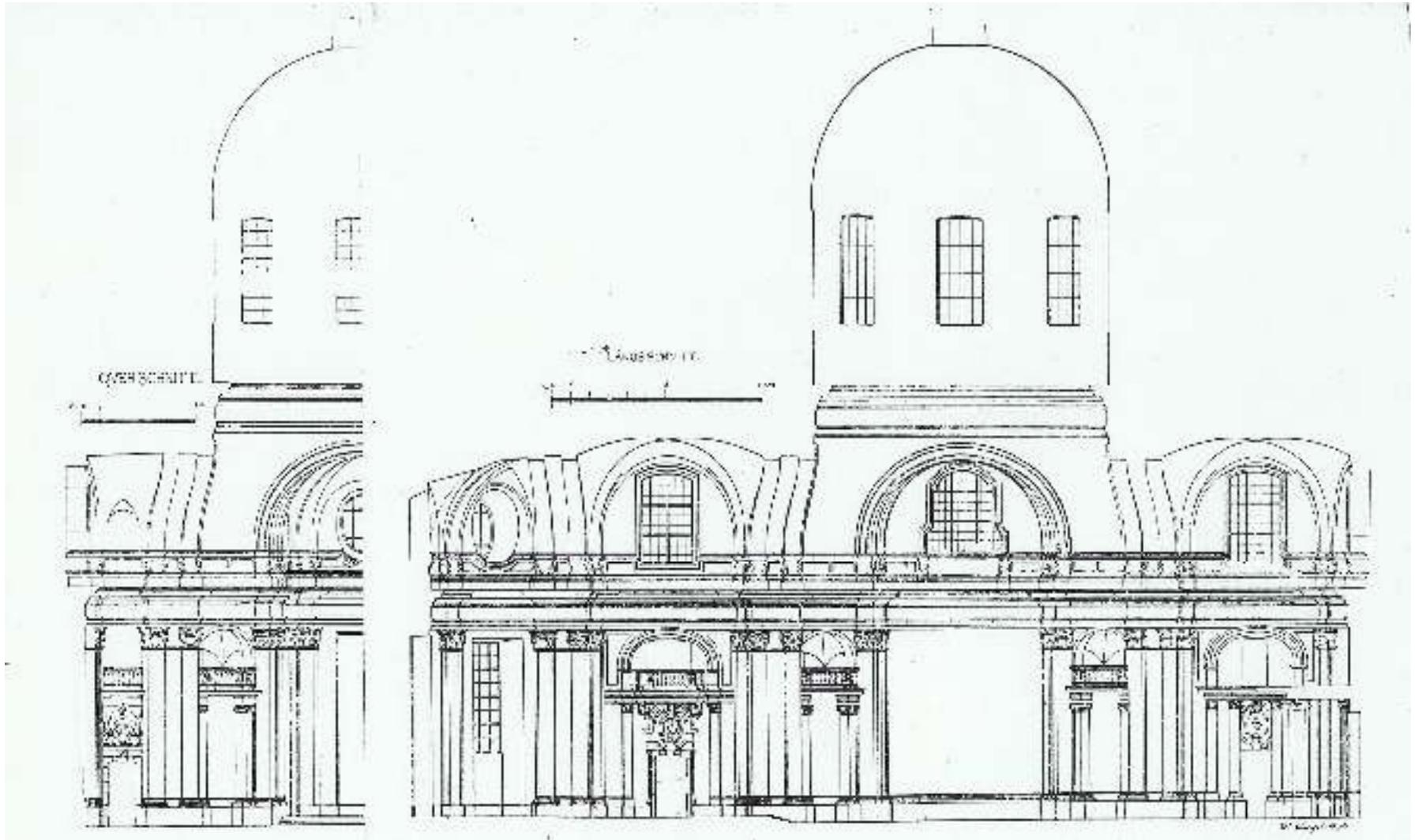


Abb. 12: St. Laurentius in Deutsch-Gabel, Tschechien, Quer- und Längsschnitt.



Abb. 13: St. Peter in Wien, Blick in den Chorraum gegen Norden.



Abb. 14: St. Peter in Wien, Blick in die Kuppel mit den größeren Kapellen in der Querachse des Raumes.



Abb. 15: Petersplatz in Wien, Blick in die ehemalige Petersgasse.



Abb. 16: St. Peter in Wien, Außenfassade.



Abb. 17: St. Peter in Wien, Portal nach Plänen Andrea Altomontes.



Abb. 18: St. Peter in Wien, Ausschnitt des Schulterbogenportals mit den christlichen Tugenden.



Abb. 19: St. Peter in Wien, Relief von Franz Weyr an der Ostseite, 1906.



Abb. 20: St. Peter in Wien, Sandsteinfigur des Hl. Petrus von Lorenzo Mattielli an der Rückwand der Kirche.



Abb. 21: St. Peter in Wien, Sandsteinfigur des Erzengels Michael von Lorenzo Mattielli an der Rückwand der Kirche.



Abb. 22: St. Peter in Wien, im Rohbau, von einem Unbekannten Künstler nach einem Stich von Salomon Kleiner aus dem Jahr 1724.



Abb. 23: Die alte Peterskirche in Wien, Ausschnitt aus der Vogelschau der Stadt Wien nach einem Stich von Jakob Hoefnagel von 1609, von Norden her.

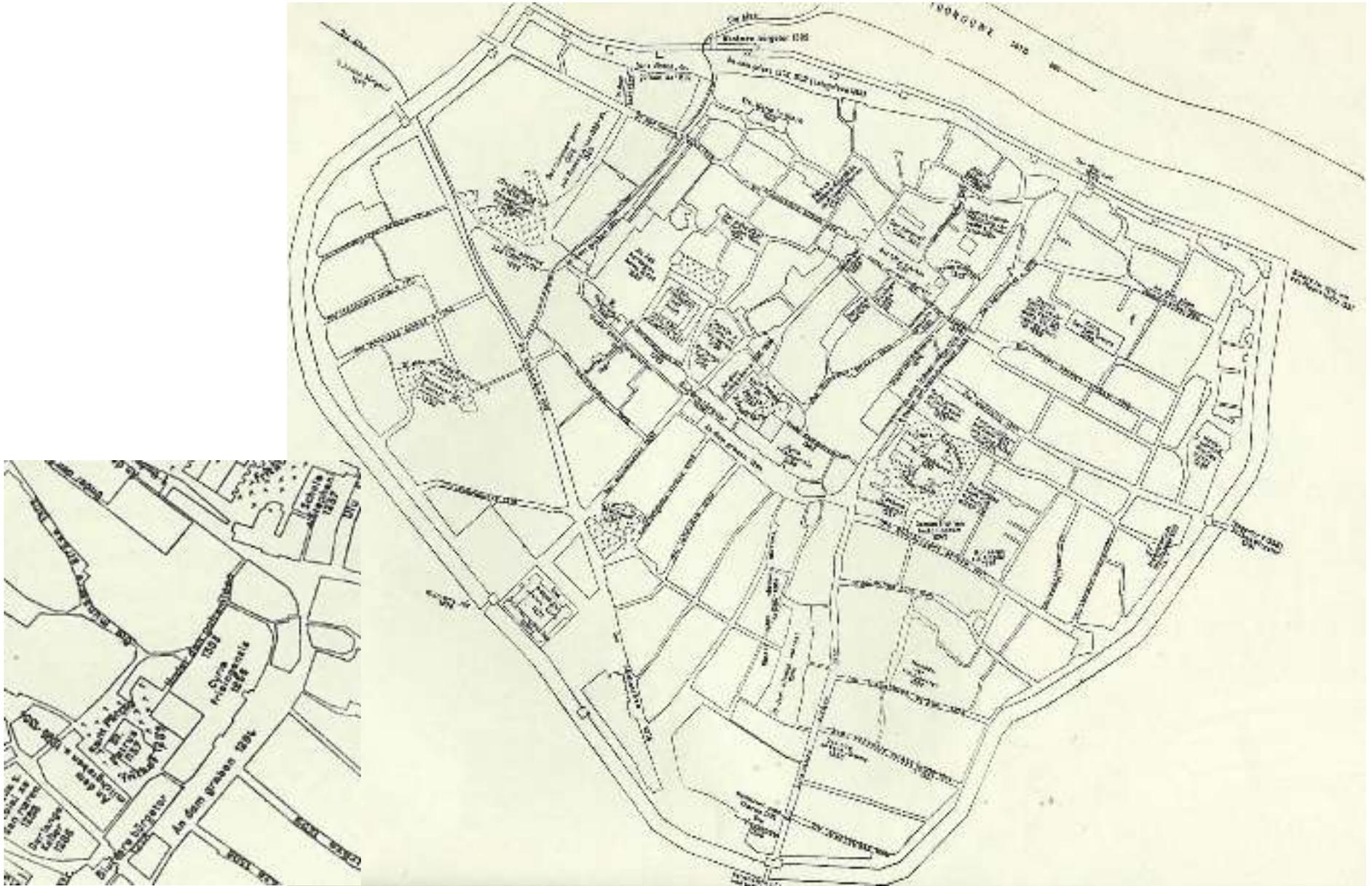


Abb. 24: Wien im späten Mittelalter (nach Camesina und Müller).

Abb. 25: Wien im späten Mittelalter (nach Camesina und Müller), Ausschnitt.



Abb. 26: Fotografie des Grabens mit Einsicht in die schmale Jungferngasse mit den Schwibbögen, um 1845.



Abb. 27: Nordansicht des Grabens, anlässlich der Erbhuldigung Maria Theresias, 1740.



Abb. 28: Grundriss der Stadt Wien von Daniel Suttinger, 1683.

Abb. 29: Grundriss der Stadt Wien von Daniel Suttinger, 1683, Ausschnitt.





Abb. 30: Vogelschaubild der Stadt Wien samt ihren Vorstädten in den Jahren 1769 bis 1774 von Joseph Daniel von Huber, Szenographie, Maßstab 1:1440.

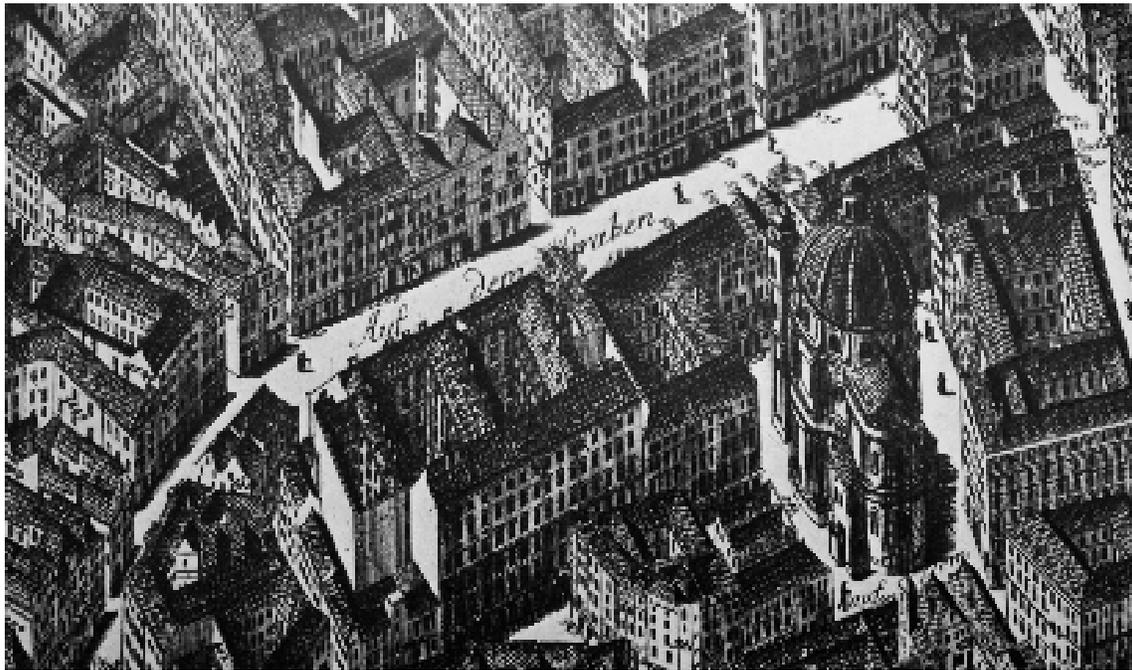


Abb. 31: Vogelschaubild der Stadt Wien samt ihren Vorstädten in den Jahren von 1769 bis 1774 von Joseph Daniel von Huber, Szenographie, Maßstab 1:1440, Ausschnitt des Petersplatzes mit Graben.

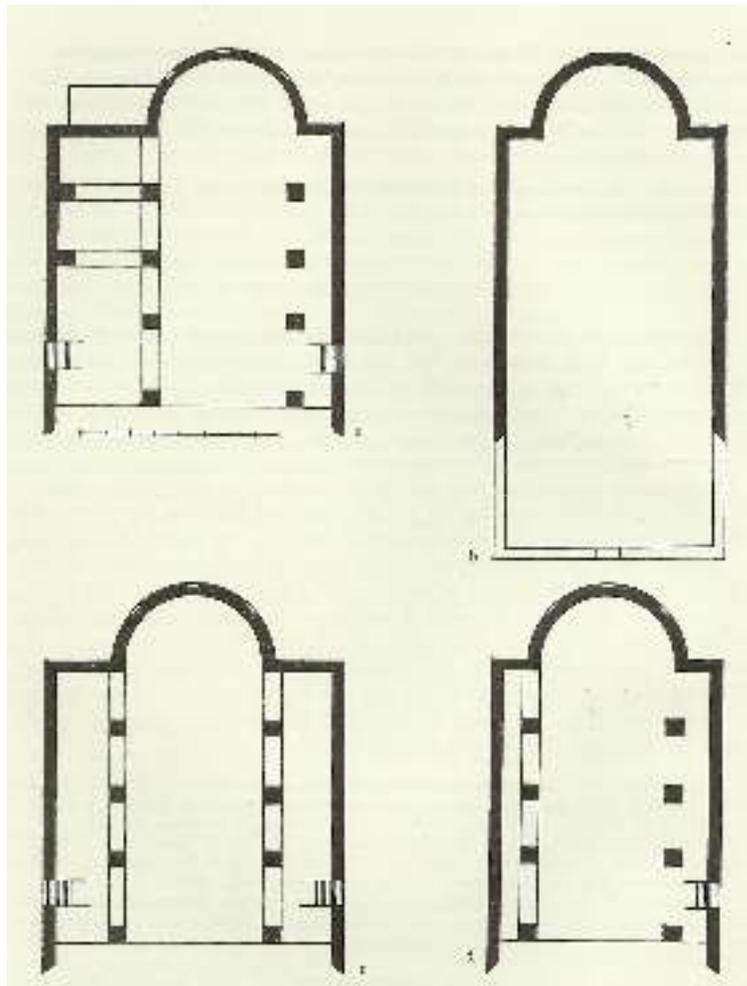


Abb. 32: Die alte Peterskirche in Wien, Grundrisskopie von Albert Camesina nach Oettinger.

- a) Grundriss von 1676
- b) Oettingers Rekonstruktion des ursprünglichen römischen Kirchenbaues.
- c) Idealgrundriss von a), im Sinn des frühromanischen Umbaues: die Seitenschiffe in gleicher Breite gedacht.
- d) Bisherige (irrige) Rekonstruktion des ursprünglichen Baues mit Pfeilern.

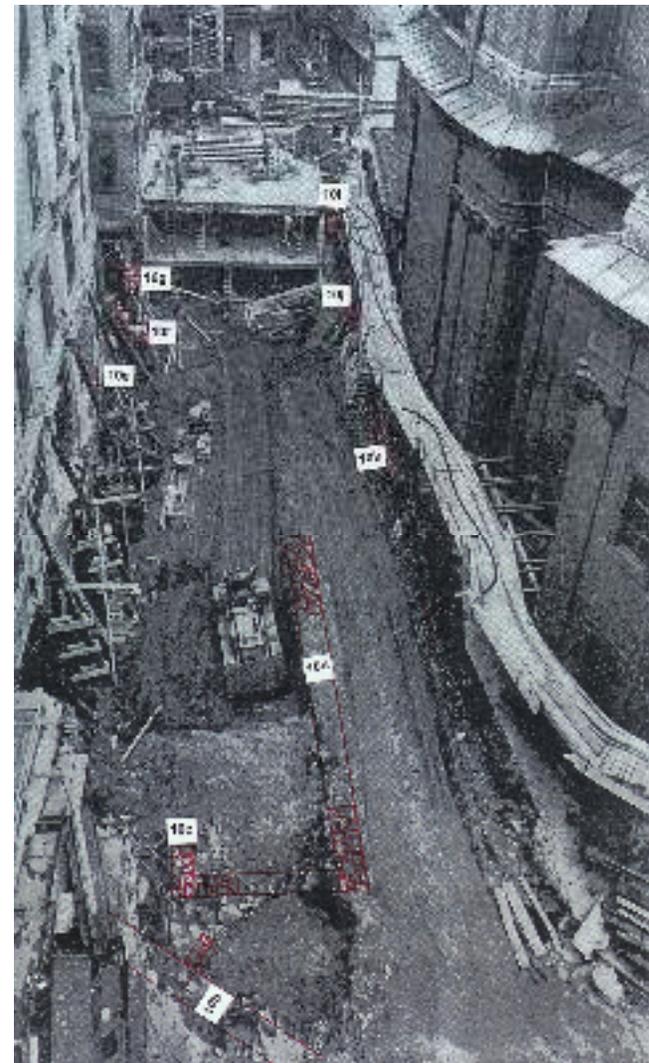


Abb. 33: Fotografie der Baugrube von 1965 von Walter Nowak.

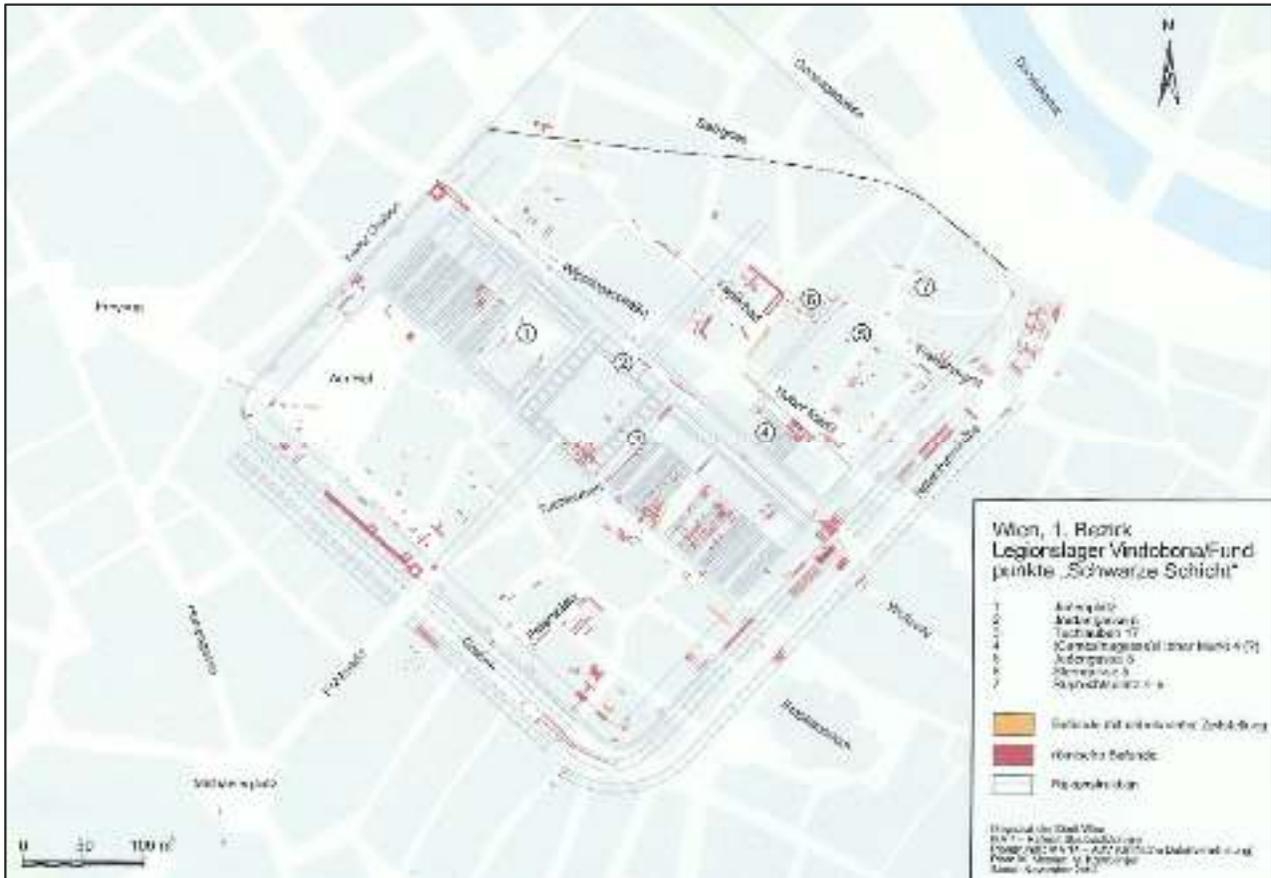


Abb. 34: Das römische Legionslager Vindobona mit den römischen Befunden, Die „Schwarze Schicht“.



Abb. 35: Fotografie des römischen Mauerfundes entlang der Fundamentmuer von St. Peter (10k) von Walter Nowak aus dem Jahr 1965.